

A L I N A

Sie mußten sich beeilen. Die Nacht pochte auf ihr Recht, sich ausbreiten zu wollen. Es war unweigerlich an der Zeit und sie wussten das. Wussten, dass sie dann unbarmherzig in ein dunkles Nichts abtauchen würden. Für lange Stunden. Von daher war Eile angesagt, was aber dadurch, durch dieses Wissen, nicht unbedingt einfacher war. Dazu kam die Schwüle, die mit feuchter Trägheit auf ihnen lastete. Nur das unaufhörliche Clock tock, clock tock, clock tock, die Musik der Räder, die sich über die Schwellen vorwärts schoben, forderte zum Handeln auf. Zuerst langsam, dann immer schneller. Ein Rhythmus des beständigen Vorwärtstreibens. Nun schien er seine Geschwindigkeit erreicht zu haben, jedenfalls blieb eine weitere Steigerung aus. Dennoch brachte er die Hektik mit, von der Angst ganz zu schweigen, die sowieso zu ihrem permanenten Begleiter angewachsen war. Und viel Zeit hatten sie wirklich nicht mehr.

Aber einfache Klarheiten bedeuten nicht immer einfache Lösungen. Alina drängelte. „Lasst uns rüberspringen. Los. Hier wird es zu gefährlich“. Elena nickte zwar bei diesen Worten, zögerte aber mit weiteren Handlungen. Xiomara reagierte gar nicht. Sie tat abwesend und verfiel sich mit ihren hilflosen Augen in dem saftigen Grün der vorbeiziehenden Bananenplantagen. Ein fatales Unterfangen, das wusste sie. Sie durfte nicht zögern, nicht so kurz vor der Nacht, das wusste sie auch. Alina lies nicht locker: „Los Xio, spring endlich. Wir müssen zusammenbleiben. Gleich kommt die Nacht.“ Vom anderen Wagendach winkten die Jungs, Javier, Roger und Roberto.

Die Namen klangen so vertraut. Dabei waren sie Begleiter seit wenigen Stunden. Aber was ist schon Zeit, wenn Erfahrungen in wenigen Minuten mehrere Lebensjahre überspringen oder bündeln. Diese wenigen Stunden angespickt mit Angst und schnellsten Entscheidungen machten sie zu Begleitern seit Ewigkeiten, zu Menschen mit Namen.

Einen Sprungweit entfernt wedelten diese jetzt heftig mit ihren Armen. Macht hin Mädels, kommt rüber. Der Sprung ist zu schaffen. Sie haben es gezeigt. Es muss nur schnell gehen, auf gerader Strecke, bloß keine Kurve, viel Anlauf, kein Zögern. Alina, Elena und

Xio wissen: Sie müssen da rüber. Sie müssen zu den Jungs auf dem nächsten Waggon. Alleine hier auf diesem Dach kann alles passieren. Roger und Javier werden nervös. „Kommt endlich“ scheinen sie zu rufen, zumindest wirken so ihre Gesten. Die Worte kommen nicht an, verschmelzen im rhythmischen Clock tock, clock tock, dem Rhythmus der Ewigkeit.

Alina schiebt Xio zur Anlaufstelle „Los, spring. Mach schon!“ Eine kurze angedeutete Umarmung und Xio läuft los. So schnell sie kann, dann der Absprung, wildes wedeln mit den Armen in der Luft zwischen den Waggonen. Sie kommt auf. Roger zieht sie schnell nach vorne. Erschöpft legt sie sich hin. Bestanden.

Elena will ihr folgen. Sie muss warten. Die gerade Strecke ist vorbei. Hektisch schlängelt sich der Zug nun durch Kurven. Und die Nacht lauert, will ganz herunterfallen und die eh nur noch schemenhaft erkennbaren Figuren gänzlich umhüllen. „Mach Elena, wir müssen es schaffen“. Alina drängelt wieder. Viel anderes bleibt ihr nicht. Elena nimmt den gleichen Anlauf, springt und auch sie kommt an. Diesmal ist es Javier, der Elena in Empfang nimmt.

Alina kann kaum noch sehen, was auf diesem anderen Wagendach passiert. Unbarmherzig hat die Nacht sich ausgebreitet. Angst überfällt sie. Wie soll sie den Absprung schaffen, wie den Sprung steuern, bei dieser Dunkelheit. Sie zögert. Die Zahl der Schritte zum Anlaufpunkt hat sie sich gemerkt, hatte mitgezählt bei Elena. Sie hört Schreie durch das Clock tock hindurch, versteht aber nichts davon. Sicher die Freundinnen, die auf sie warten. Aber da sind Schritte. Die können nicht von den Freundinnen sein. Scheiße, sie ist nicht allein auf dem Dach. Ihr wird heiß, lähmend heiß. Im ganzen Körper. Wohin so schnell? Sie dreht sich um, will losrennen. Zu spät. Die Beine versagen, knicken in sich zusammen. Sie schlägt mit dem Hinterkopf auf das Dach, begleitet von einem dumpfen Knall, der für einen kurzen Moment das Clock tock durchdringt.

„Vorbei“ dieser Gedanke nimmt sie ein. „Es ist vorbei“. Sie liegt auf dem Rücken, der Kopf schmerzt. Jemand zieht ihr die Arme hinter den Kopf und schnürt die Handgelenke zusammen. Die Schreie haben unerreichbaren Hintergrund erreicht, Meilenweit weg, verhuschen im Dunkel der Nacht. Der fesselnde Jemand lässt sich auf ihren Körper fallen und reißt ihr die Klamotten vom Leib. Sie sieht drei Punkte an der Stirn des Jemand, einer an der Nasenwurzel, jeweils zu den Augen hin die anderen beiden. Die magischen

Punkte, das Dreieck, vor denen ihr Angst gemacht wurde. Da sind sie nun, über ihr, auf der Stirn des Jemands, der nun anfängt, ihr mit einer scharfen Klinge seitlich am Körper entlang kleine Wunden einzuritzen. Das kennt sie noch nicht. So viele Jemands haben sich im Laufe ihrer Strecke schon über ihren Körper her gemacht, aber das mit dem Messer ist ihr neu. Schmerzhaft neu.

Dann kommt das, was sie schon kennt, wo sie ausharrt, abwartet. Irgendwann war es immer vorbei. Die Jemands standen auf, knüpften sich die Hosen zu und verschwanden. Ihr Unterleib brannte. Furchtbare Feuer loderten schmerzhaft in ihr drin. Sie fühlte sich ekelig, vollbeschiert, ein dreckiges Stück Fleisch.

Aber dieser Jemand hier mit seinen drei Punkten auf der Stirn, der stand nicht auf, der ließ sie nicht zurück wie die anderen. Er machte weiter. Immer weiter. Die Schmerzen wurden unaushaltbar, zogen sich den ganzen Körper entlang bis hin zu den Fingerspitzen der hinter dem Kopf zusammengebundenen Hände.

„Lass mich doch endlich“ mehr brachte sie nicht heraus, obwohl damit ganz offensichtlich noch nicht alles gesagt war. Dumpfes Knirschen unterbrach ihr dünnes, eh kaum noch wahrnehmbares Stimmchen. Im Hintergrund das harte, unnachgiebige Clock tock, clock tock, clock tock, clock tock. So, als wäre nichts geschehen. Als hätte sie den Sprung noch rechtzeitig gemacht. Als hätte der Satz sowieso an dieser Stelle sein Ende gefunden. Doch so war es nicht. Nicht wirklich. Weitere Worte hatte sie schon geformt und auf den Weg geschickt. Sie sollten ihr über die Lippen huschen, den schon entschlüpften Worten folgen. Dazu kamen sie nicht mehr. Ungehört mussten sie sich innerhalb des leicht geöffneten Mundes zur Ruhe setzen. Dabei hätten gerade sie Aufschluss darüber gebracht, WAS Alina sich endlich wünschte. Was sie sich erhoffte von diesem Moment der gewaltvollen Unterlegenheit ihres Körpers, schweißtreibend hilflos. Obenan auf dem fahrenden Eisenbahnwaggon in einer trügerisch schönen Gegend, saftiges Grün auf beiden Seiten.

Sie hatte davon gehört. Schon vor Tagen, noch auf der anderen Seite des Flusses. Elena und Xio erzählten davon. Von den neuen Bestien auf der Route. Als ob die bisherigen nicht genug gewesen wären. Im Haus der Nonnen saßen sie beisammen und erzählten. Dabei sagten sie nicht wirklich viel. Es war schon fast, als ob ihnen die Sprache abhanden gekommen wäre. Der Mantel der Angst

wiegte zu schwer, um ihn eben mal so abzuschütteln, oder dort, neben der heiligen Maria am Haken aufzuhängen. Worte waren so viel schwerer, verglichen mit früher, hatten so viel mehr Leid im Gepäck, die konnten nicht mehr leichtfertig verschleudert oder in den Raum geworfen werden.

Alina sog auch das wenige in sich auf, zurückhaltend gierig. In dem geschützten Raum. Schläge kamen nur als Worte in Satzketten aus den Mündern der anderen Mädchen. Keine echten Fäuste prallten auf sie nieder, es waren die Bilder der Erinnerungen. Kein Schweißgeruch hing unheilverkündend über ihr, auch der explosiven Geruchsmischung von billigem selbstgebrautem Fusel mit halbverdaulichem Maismehl blieb zu diesem Raum der Zutritt verwehrt. Nein das alles gab es hier nicht. Ihr Körper hatte tatsächlich Ruhe. Und nicht nur das. Sie hatte sich gründlich waschen können, mit frischem Wasser. Sie bekam zu essen. Sauberes Essen mit gewaschenen Fingern. Gierig schlang sie das mit der zwischen den Fingern leicht gerollten Tortilla aufgelöfelte Bohnenpüree hinunter. Sogar Bröselkäse gab es dazu. Ein Genuss.

Das gab es zu Hause auch immer, damals. Vor diesen unendlich langen drei Wochen, die ihr Leben völlig aus den, wenn auch nur einfachen, so doch vorhandenen Verankerungen gerissen haben. Lichtjahre entfernt fühlte sie sich von diesem damals zu Hause. Anfangs dachte sie noch, es seien einmalige Höllenqualen, die sie auf dieser Odyssee zu durchlaufen habe. Einmalige Hürden, die den Einsatz ihres ganzen Körpers forderten. Mittlerweile sah sie das anders. Es kamen zu viele Hürden, zu viele Einsätze, zu viele Jemands, zu viel Hölle. Und es gab kaum noch Momente, wo ihr das Sehen überhaupt noch möglich war, wie diesem da, vor wenigen Tagen im Haus der Nonnen mit Xiomara und Elena und der heiligen Maria, die sie vorher anbetete. Ihr hatte sie ihr Leben anvertraut. So war es ihr beigebracht worden.

Die heilige Maria wird es schon regeln. Davon hatte sie nichts gespürt, nicht die Bohne. Nicht ein einziges Mal lag eine schützende Hand auf ihrer Schulter auf dieser Strecke in diesen nicht zu Ende gehen wollenden Tagen. Nur an jenen Abenden, innerhalb dieses sowieso geschützten Raumes, blickte sie auf Alina herunter, unbeweglich von der Wand im Haus der Nonnen. Beschämt wich Alina diesem Blick aus, wollte ihm nicht standhalten. Damals, in dieser Zeit vor Beginn der Hölle, war das anders. Da konnte sie sich

lange vor Bildern der heiligen Maria hinsetzen und sie voll plappern. Mit Diesem und Jenem und all den vielen kleinen Geschichten, die sie vor der Trennung zu damals – der Zeit vor diesen unendlich langen drei Wochen, erlebt hatte. Nie hatte sie den Schutz gespürt auf diesem Weg außerhalb der Mauern des Hauses der Nonnen, im Jetzt. Aber genau da hätte sie ihn gebraucht. Da hätte diese schützende Hand die Auflösung ihrer Person stoppen können.

Sie kam nicht, diese Hand. Und Alina gab es irgendwann auf, „Warum“ zu rufen. Es war sinnlos. Der Schrei prallte gegen unsichtbare Betonwände, an denen das Wort zersplitterte. Sie spürte nur noch den Aufprall der einzelnen Buchstaben auf ihrem Körper, mal im Gesicht, mal im Unterleib, mal auf der Brust, oft überall. Die Hölle war zum Dauerzustand für sie geworden. Sich dieser zu entziehen war was Besonderes. So wie in diesen Tagen, diesen drei ganzen Tage im Haus der Nonnen. Stundenlang hatte sie schlafen können in der ersten Nacht im Haus der Nonnen. Auf einer harten Pritsche im gleichen Raum mit Elena und Xiomara und der Namenlosen, die nichts mit ihnen zu tun haben wollte, die immer nur auf ihre verkratzten, zerschundenen Hände starrte. Vorher gab es Wasser, sauberes Wasser, zum Trinken und zum Waschen. Ein richtiges Klo. Decken und Tortillas, saubere Tortillas und sogar ein bisschen Kaffee. Ganz dünn zwar, aber immerhin mit Geschmack nach Kaffee. Alina holte Luft, wusch sich, trank gierig Wasser, ging aufs Klo und wollte dort nicht mehr aufstehen, wollte all den Dreck aus sich herauspülen. Mit einem Mal – für Immer. Das misslang ihr. Aber immerhin konnte sie Luft holen, tief durchatmen und die Anspannung sacken lassen, einfach Luft holen. So legte sie sich auf die Pritsche, spürte noch wie einzelne Muskeln lockerer wurden und ihr Hals den Atem durchließ. Da fiel sie in einen Tiefschlaf. Das war nötig. Für sie und auch die beiden anderen Mädchen, für Xiomara, Elena, für alle drei, auch die Namenlose. Außerhalb der Mauern hatte das Leben so gar nichts Freundliches für sie zu bieten. Außerhalb der Mauern hatten sie sich selbst schon längst verloren. Es gab sie nicht mehr.

Die Alina von vor drei Wochen lag da irgendwo auf dieser Strecke begraben zwischen Kaffeebüschen, auf faulig stinkenden Müllplätzen, auf zerlausten Matratzen billiger Absteigen, auf Maissäcken fahrender Lastwagen. Stückweise hatte sie sich selbst verloren. Anfangs zählte sie noch. Jetzt nicht mehr. Wofür auch?

Die letzten drei Wochen, unsäglich lange Wochen, hatten alles verändert, hatten Alina um alles beraubt. Die im Hosensaum eingenähten Dollar, ihre neuen Turnschuhe vom Markt in Santa Barbara, ihr Glücksbringer und die Kette, ihre Briefe für Tante Maria und Onkel Jorge im Dorf nah bei Houston und die Zettel mit ihren Telefonnummern und der vom Neffen Javier.

Alles war weg. Geblieben sind die Narben, unsäglich viele Narben von Hunderten von Schlägen. Ihr Körper war weg. Stück für Stück hatte sie ihn verloren auf dieser Route, die sie doch ins bessere Leben bringen sollte. Das hat die Mutter ihr doch zum Abschied gesagt. „Alles wird besser Alina, besser für dich“. Natürlich auch besser für die Mutter, besser für alle anderen, die dort in ihrer Hütte in den hondurenischen Bergen geblieben sind und auf ihre Nachricht warten. Auf ihren Anruf aus Texas, dem kleinen Ort bei Houston, wo Tante Maria für sie eine Anstellung hätte. So hatte sie es geschrieben. Niemand hatte ihr vorher erzählt, wie dieser Weg für sie aussehen würde. Carlos aus dem Nachbarladen bot an sie mit zu nehmen bis über die guatemaltekische Grenze. Er versprach der Mutter, auf Alina aufzupassen, erzählte davon, wie gut er sich auskenne. Mutter vertraute ihm, gab ihm ein Teil des Geldes für ihre Reise. Schon an der Grenze änderte Carlos sein Gesicht. Er bot sie an als Schmiergeld. Allen Grenzern. „Jung, unverbraucht, ein kindlicher Genuss“. Carlos wurde unkontrolliert durch gewunken. Alinas Alptraum begann. Es war der Startschuss für die Zeit, in der wenige Minuten das vierzehnjährige Mädchen im Zeitraffertempo altern ließe. Weg von allem, das sie kannte und wo sie hätte halten können. Festhalten. Anhalten. Davor lag unendlich weit zurück. Dieses Damals in ihrer kleinen Hütte. Alles war eng. Vertraut eng. Ihr Bauchladen unterm Klappbett. Sie verkaufte Kaugummis, Lutschbonbons und manchmal auch Luftballons oder Kerzen. Meist so wenig, daß es nicht reichte. Für niemand in der Hütte. Dann lag sie hungrig auf die Matratze, kämpfte mit ihren Schwestern Ana Lucia und Yamileth um ausreichend Platz zum Schlafen. Es war ihr zu Hause. Etwas anderes kannte sich nicht. Damals, so kam es ihr zumindest an jenem Abend bei den Nonnen vor, war lange her, lag Lichtjahre entfernt von ihrem Heute. Dabei waren es drei Wochen, nicht mehr und nicht weniger. Drei wenige Wochen, seit sie auf Carlos Pritschenwagen gestiegen war. Die Mutter, Tante Teresa, Yamileth und Ana Lucia standen davor. Winkten. Winkten ihr zu. Erwartungsvoll traurig. Die Tränen kullerten ungebremst. Ihre

Vergangenheit blieb dort stehen. Winkend. Nicht mehr erreichbar. Für immer aus ihrem Blickwinkel verschwunden. Zurückgelassen mit unendlicher Trauer.

Der Jemand über ihr schien fertig. Er löste sich von diesem Körper, den er unsäglich zugerichtet hatte. Das Ausmaß verhüllte die Nacht mit ihrer undurchdringlichen Dunkelheit. Ein scharfes Gemisch von Blut und Urin drang in seine Nase. Er löste sich von ihr, stand auf und - sollte er ihre letzten, unausgesprochen gebliebenen Worte doch noch gehört haben? – schubste sie vom Dach hinunter. Clock tock, clock tock, clock tock, clock tock. Nicht mal ein Schrei dokumentierte den Moment des ausgelöschten Lebens der jungen Alina.